



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen : 12. Gute alte Zeit und
Fortschritt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

spurlos vorüber. Der aufmerksame Zeitungsleser wird sich vielleicht der vor kurzem durch die öffentlichen Blätter gelaufenen Nachricht erinnern, daß Neuseeland auf dem Punkte stehe, seine schon übertriebenen Schutzzölle noch um einige Prozente hinaufzusetzen. Das Kolonialamt wird das mit einigem Bedauern für die englische Industrie ruhig geschehen lassen. Würde eine deutsche Kolonie das gleiche thun, so wären wir diplomatischer Einwirkungen zu Gunsten des einzigen und wahren Freihandels gewiß.

Ein im Prinzip freihändlerisches Volk und seine Regierung erkennen damit an, daß der Freihandel nur für eine bestimmte wirtschaftliche Entwicklungsstufe paßt. Und wenn dies zugegeben wird, so ist ein Punkt des Streites über den Freihandel gehoben. Es kann noch eine Meinungsverschiedenheit darüber bestehen bleiben, wann ein Land für den Übergang zum Freihandel reif ist und wie er sich praktisch gestalten soll. Auch über das letztere kann nicht lange gestritten werden: der Übergang kann nur allmählich, niemals plötzlich vor sich gehen. Allerdings sind unsre parlamentarischen Freihändler in Deutschland so unklug, fort und fort der radikalen schärfsten Rückkehr zum Freihandel das Wort zu reden, aber sie setzen sich damit in Widerspruch mit der gesunden Vernunft und mit ihrem Meister Adam Smith, der, wie wir bereits erwähnt haben, schon aus reiner Menschlichkeit für die in einer Industrie beschäftigten Arbeiter gegen die plötzliche Aufhebung der Schutzzölle aufgetreten ist.



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

12. Gute alte Zeit und Fortschritt.



ie sogenannte gute alte Zeit, das ist ein beliebtes Ziel des Spottens oder Spöttelns in dem Gedankenkreise, der den Tag beherrscht. Es ist, als gälte es den Leuten, mit dem Glauben daran aufzuräumen als mit einem Stück schädlichen Aberglaubens, der noch aus einer glücklich überwundenen Zeit hier und da übrig ist. Ich habe an dem Spotte nie Freude gehabt, auch nicht, wo er einmal als berechtigt erscheinen konnte, obgleich ich mich vor der Gefahr, die Gegenwart zu verachten über der Freude an Dingen der Vorzeit, früh genug gesichert fühlte schon durch den Vers des Horaz von dem Alten, der allem Neuen mit Achselzucken und Kritteln gegenüber steht: *difficilis, querulus, laudator temporis acti* (ars poet. 173).

Die Leute, die den Spott üben, vertreten, wie mir scheint, hauptsächlich zwei Richtungen, die doch von einander sehr verschieden, ja entgegengesetzt sind. Die einen reden aus dem stolzen Gefühle heraus, wie Wagner im Gespräche mit Faust, „wie wir es zuletzt so herrlich weit gebracht,“ die andern aus Unglauben an eine gute Zeit überhaupt, die einen also sehr jugendlich, die andern sehr ältlich, wenn das Wort einmal so gelten darf. Es handelt sich aber im Grunde um die Fortschrittsfrage, ob es überhaupt einen Fortschritt giebt, und wenn es ihn giebt, wie er aussieht und sich darstellt. Die jugendlich Gesinnten fühlen sich selber in frischem, fröhlichem Fortschritt, die andern fühlen, sehen und glauben überhaupt keinen. Da aber beides also möglich ist, kann die Frage nicht gar so einfach sein, und ist doch auf alle Fälle wichtig genug im großen wie im kleinen Leben, da alles Streben und Leben im Größten wie im Kleinsten an einen Glauben oder ein Vorgefühl eines gewissen Gelingens gebunden ist. Von diesem Vorgefühle lebt eigentlich die Seele den Arbeitstag entlang, und wo es einmal versagt, da läßt man erlahmt die Arme sinken. Wo es aber einer ganzen Zeit versagt, die ist eigentlich verloren. Wie steht es nun da mit uns jetzt? Mir ist, als könnte kaum eine Frage wichtiger sein.

Wenn sich nun da bei näherem Zusehen zeigte, daß schon der bloße Glaube an eine gute alte Zeit ein Mittel wäre, den Fortschritt zur wirklichen guten Zeit zu befördern, ein Hebel, um die ruhenden Kräfte in der rechten Richtung zu bewegen, die dazu wirken müssen? Daß man also die Frage, ob es je eine gute Zeit wirklich gegeben habe, ganz zurückstellen, ja sogar verneinen könnte und doch den Schein derselben, der aus der Zeitferne hier und da aufleuchtet, für Wahrheit nehmen, um sich gefördert zu fühlen, indem man damit jenen unentbehrlichen Hebel gewinnt? Mir ist, als ließe sich dem kein nein entgegenstellen, nicht einmal ein zweifelträchtiges aber. Und wenn sich vollends zeigte, daß jener Schein, ob sich auch Ferntäuschung einmischte, in wesentlichen Stücken doch kein bloßer Schein ist, sondern ein Abglanz alter Wirklichkeit, gewänne nicht damit der Hebel doppelte Kraft? Ist es aber nicht eigentlich einerlei, ob ich das Ziel, dem die Zustände und ich darin zustreben müssen, vor mir oder hinter mir habe, wenn ich es nur habe, d. h. in mir, wo auf alle Fälle seine wahre Wohnstätte ist? Und wenn ich, um sein Bild in mir aufzufrischen, hinter mich blicken muß, kann ich es darum nicht zugleich vor mir sehen, vor mich setzen?

Das kann wohl wie durch ein Begriffsspiel erschlichen scheinen, ist es aber nicht, ja jeder kennt diesen merkwürdigen Vorgang in uns aus eigener Erfahrung. Wenn man z. B. einem Orte zuwandert oder zufährt, wo man einmal glückliche Tage erlebt hat, da hat man ja diese Tage der Zeit nach hinter sich, sieht sie aber doch in sich vor sich und hofft sie auch außer sich wiederzufinden, falls sich die Verhältnisse nicht verändert haben, wie das freilich gewöhnlich der Fall ist. So sammelt sich in jedem ein Vorrat von leuchtenden Bildern glücklicher Tage und Stunden an, die zusammengefaßt ein bestimmendes

Bild von rechtem Leben werden, das sich von selbst auch vor uns aufsteckt als Ziel, das wir den veränderten Verhältnissen neu abgewinnen müssen. So hat jeder einzelne seine gute alte Zeit, auch wer sich unter die Unglücklichen zu zählen Grund zu haben glaubt, wenigstens in der Kindheit, und er sucht vor sich immer und immer wieder — er muß —, was er der Zeit nach hinter sich und doch noch tief in sich hat. Was einmal in mir und meiner Welt lebendig gewesen ist von Gutem und Schönem, einerlei wann und wie lange, das muß es auch wieder werden können: das ist eine Rechnung, die die stille Seele in guten Stunden tief in sich macht, und sie weiß da auch, daß die Rechnung nicht täuschen kann. Die gute alte Zeit, die so leicht dem Spotte der Tagesmeinung unterliegt, ist eine Kraftquelle für die Arbeit an der Zukunft. Das gilt für das Leben des Einzelnen, wie für das von Gemeinschaften, auch der größten, für das Leben eines Volkes, ja der Menschheit, sofern man sie sich als lebendiges Ganzes denkt.

Gerade wir Deutschen erleben das eben jetzt in deutlichster Weise. Was ist die Wiederherstellung von Kaiser und Reich anders, als ein Zurückgreifen auf alte Zeit im allergrößten Stile, warum soll man nicht sagen auf gute alte Zeit? wohlbemerkt, nicht auf die gute alte Zeit. Denn daß die alte Zeit schlechthin gut gewesen wäre in allen Stücken, und man gut thäte, sie mit Haut und Haaren wiederzuholen, wer mag denn das behaupten von verständigen Kennern und Freunden der Vorzeit? wer aber auch leugnen, daß es da Gutes gab, das uns verloren gegangen war und ist? In dem Begriffe, den die gewöhnliche Meinung von Fortschritt hat, birgt sich leicht ein verhängnisvoller Irrtum, daß er nämlich nur und immer und immer in einem geraden Vorwärts bestehe, etwa wie der Weg eines Läufers, der einem bestimmten Ziele zustrebt. Das ist tapfer jugendlich gedacht, wird aber im großen wie im kleinen Leben zu einer Duell schwerster Irrungen und Schäden. Ein so zusammengefügtes Ganze, wie eine Familie, eine Gemeinde zc., wie vollends das ist, was man die Zeit nennt, kann sich nie auf gleicher Linie vorwärts bewegen, die Gesamtbewegung ist eine vielfach gebrochene, im ganzen einer vorwärtsbringenden Wellenlinie gleichend; die Wellen können freilich ihrem Höhenunterschiede nach von solcher Größe sein, daß man dafür, nach der Zeit gemessen, Sahrzehnte, ja Sahrhunderte als Maßstab nehmen muß. Das Gefährlichste ist, wenn einmal an einer Stelle, die im Augenblicke (der sich zu Menschenaltern erstrecken kann) den rechten Fortschritt anzeigt, nachher eben nur vorwärts und vorwärts gegangen und gedrängt wird, statt daß zur rechten Zeit andre Stellen nachgeholt werden oder vorübergehend die Führung übernehmen. Darüber kommt das Ganze zuletzt in eine gefährlich verschobene Lage, die allen wahren Fortschritt, ja gesundes Leben selbst gefährdet oder aufhebt. Die Geschichte von Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft belegt das genügend mit handgreiflicher, schmerzlicher Lehre, worauf doch hier nicht eingegangen werden kann. So kommt es,

daß man endlich oft, durch bitterste Erfahrung belehrt, auf alte Verhältnisse, alte Gedanken zurückgreifen muß, die in der Vorwärtsbewegung verloren gegangen waren und zum Heil des Ganzen nicht fehlen können. Ich will gestehen, daß ich über Stahls Wort „die Wissenschaft muß umkehren,“ als es in den vierziger Jahren von Berlin aus erklang, denselben heiligen Zorn empfand, wie die öffentliche Meinung damals, daß ich aber allmählich darüber anders denken, ja es als einen gefunden Heiltrank empfinden lernte, natürlich bei richtigem Verständnis. Haben wir doch erlebt, daß in der Philosophie das Lösungswort ausgegeben wurde, man müsse zu Kant zurückkehren, um sich aus der Irre wieder zurechtzufinden, und von seinem Standpunkte aus einen neuen Anlauf nehmen. So kann der rechte Fortschritt gegebenen Falls in einem Rückschritte bestehen.

Auch Kaiser und Reich sind der Zeit nach ein solches Rückschreiten, das doch einer tiefen, alten, glühenden Sehnsucht entgegenkam und nur mit verschwindenden Ausnahmen von Allen, auch von allen Parteien als ein rechtes, rettendes Fortschreiten immer deutlicher empfunden wird. Es ist aber auch kein Wiederholen des Alten mit Haut und Haaren, vom alten Reiche ist abgestreift, was ihm das Leben erschwerte und schädigte, aber der gesunde Kern davon ist sich selbst zurückgegeben. Und so oft auch beteuert worden ist, das neue Reich sei eine ganz neue Sache und habe mit dem alten nichts zu schaffen, so setzt man doch gern beide in eins, wo es irgend geht. Das zeigt sich z. B. in diesen Tagen an der Romfahrt Kaiser Wilhelms, wie alle Blätter seine Reise nach Italien nennen, und der Ausdruck hat wohl für jeden Leser etwas eigentümlich Behagliches, ja froh Erhebendes, offenbar nur durch die Anknüpfung an die alte Zeit. Und doch kann man gerade daran fühlen, wie ganz anders das neue Reich steht, wie gründlich es gebessert ist. Die alten Kaiser zogen über die Alpen, um sich vom Papste die Krone und Kaiserwürde geben zu lassen, jetzt fehlt nicht viel, daß sich der Papst vom deutschen Kaiser seine Krone und Würde fest machen ließe. Da ist denn Rückschritt mit Fortschritt aufs schönste verquickt, gute alte Zeit, die verloren war, in verbesserter Auflage wieder aufgenommen.

Wahrlich, die Tagesmeinung könnte immerhin mit dem beliebten Spott auf die gute alte Zeit nun ein Ende machen und aus ihr das verlorene Gute wiederholen helfen. Ja, das thut sie aber eigentlich schon. Sie thut es z. B. mit der Kunst, die sie seit etwa zwei Jahrzehnten immer wärmer und eifriger dem Kunsthandwerk unsers sechzehnten Jahrhunderts zuwendet, daß man diesem mit seinem reichen und feinem Kunstgeist und Leben nun schon überall, im Hause und in den Straßen, an Bauten und Büchern begegnet in endloser Nachahmung. Da sieht man eine Rückkehr in verlassene Bahnen im Schwange, der man nur oft schon mehr vorsichtigen Geschmack und Maßhalten wünschen möchte, die aber im Ganzen niemand als Rückschritt empfindet, vielmehr wie eine Rettung in frisches, buntes, schönes Leben mitten im Alltags-

leben aus einer Öde und Dürre heraus, von der man zum Teil schon ungreiflich findet, wie man hatte hinein geraten können. Wie entschieden, ja grell der Umschwung ist, kann man daran sehen, daß man Gegenstände der Kunst und des Handwerks aus jenen Zeiten nun als Kostbarkeiten hütet und als Vorbilder sammelt, die vorher der Verachtung und mutwilligen Verwüstung preisgegeben waren. Ich weiß z. B. einen Fall aus einer thüringischen Stadt, wo an einem kostbaren Kirchenbau des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts, der auch wenigstens Sonntags noch zu Frühgottesdienst diente, die Glasgemälde im Chor den Gassenbuben als Zielscheibe für ihre Übungen im Steinwerfen dienten, es ist um das Jahr 1800 gewesen, an der Liebfrauenkirche in Arnstadt, die nun auch aufs schönste aus Verfall wieder hergestellt und verjüngt ist. Es war ja Zeug aus dem finstern Mittelalter! Das mochten vorbeigehende Bürger denken, oder, von innen gesehen, ungefähr wie Faust in seinem Studierzimmer:

Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb durch gemalte Scheiben bricht.

Wer sie also vernichten half, machte sich um den Fortschritt verdient. So kann sich der Begriff von Fortschritt in sein Gegenteil verkehren, wie die Welle von der erreichten Höhe oder Tiefe in entgegengesetzter Richtung geht.

Das finstre Mittelalter, dies Stichwort der Aufklärungsperiode, das man an vielen Stellen noch ruhig fortführt, ist denn nachgerade auch so nicht mehr haltbar. Noch Uhlant, der an seiner Aufhellung so hohen Anteil hat und so tief innerlich drin leben lernte, traute sich das Wort nur wie schüchtern mit dem hübschen Bilde zu berichtigen: „Man hat das Mittelalter wohl eine tausendjährige Nacht genannt. Diese Nacht war wenigstens eine sternenhelle, Sternbilder stiegen in ihr auf und nieder, welche nicht sichtbar sind, wenn die schattenlose Mittagssonne scheinrecht auf die Häupter der Menschen leuchtet“ (Schriften I, 4). Aber eine Zeit, aus der ein Dante leuchtet, aus der die Sangeskunst eines Walthar von der Vogelweide und die Heldenlieder von den Nibelungen und der Gudrun erklingen, eine Zeit, aus der die tief sinnige, schöne Welt- und Gottesweisheit eines Meister Eckhart in der Muttersprache erglänzt, eine Zeit, die hehre Kunstwerke leuchtend hinstellte, wie das Straßburger Münster, wie kann man die immer noch schlechthin als Nacht ansehen? Es wirft sich vielmehr die Frage auf, wie man denn im 17. und 18. Jahrhundert dazu kommen konnte, sie nur finster zu sehen? Sie hat wahrlich bei allem düstern Schatten Licht und Glanz gerade genug, wenn auch zum Teil anders, als wir sie nun brauchen können, ohne daß wir uns deshalb einbilden dürften, wir hätten es nun gerade jetzt so herrlich weit gebracht, den einen letzten, den absoluten Maßstab für das Schöne, Gute und Wahre, für die rechte Form alles Lebens endlich zu besitzen. Das 18. Jahrhundert war auf dem Wege zu diesem Irrtum oder schon mitten drin, unser Jahrhundert ist wohlweislich in seinem Lauf davon zurückgekommen und sucht tapfer weiter nach jenem

Maßstab, weiß auch gar wohl, die Unbefangenen wenigstens, daß man danach auch in der eignen Vorzeit mit suchen kann oder muß, nicht bloß im Auslande oder im griechisch-römischen Altertum, wie man vordem lange fast ausschließlich gethan hat. In dem Lichte und Glanze des sogenannten finstern Mittelalters ist bei näherm Zusehen mehr als ein Strahl entdeckt worden, den man unsrer Geistes- und Lebenssonne, die an vielen Stellen gar düstre Flecken zeigt, recht herzlich wieder wünschen möchte oder muß. Wie hätte man z. B. anderswo lernen können, was jeder Einsichtige nun weiß, was das Volk in seinem tiefstem Sinne bedeutet als letzter Schoß und Boden, in dem alles gesunde Leben wurzeln, aus dem es erwachsen muß? An dem klassischen Altertum nicht, auf das diese Erkenntnis erst von der Erkenntnis unsrer Vorzeit aufklärend übertragen worden ist. An der Bedeutung des Kunsthandwerks ist nun klar und allgemein erkannt, wie und wo auch die hohe Kunst allein zu gesunder Blüte und Kraft erwachsen kann, vom Handwerk aus, sodas die Höhe oben und die Breite des Alltagslebens unten ein ununterbrochenes lebendiges Ganze darstellen, in dem der Lebenssaft in Wechselwirkung auf und niedergeht. Und es ist im Grunde mit allen großen Lebensformen nicht anders, denn ein und dasselbe Gesetz des Werdens, das dem Bewußtsein des 17. und 18. Jahrhunderts noch verborgen war, geht durch das Lebensganze nach allen seinen Erscheinungsformen. Auch Irrungen im Entwicklungsgange des Rechtslebens, des Gemeindelebens, des Staatslebens, von denen man nun zurückkommen muß, rührten nur daher, daß man in der Höhe, oft nur einer geträumten Höhe, des Lebens selber, des Volkes, der angeborenen Eigenart vergessen oder mit Verachtung darauf niedersinken gelernt hatte. Jetzt ist ja fast auf allen Punkten ein großer Rückschlag im Gange, wohin denn? Doch zu guter alter Zeit, in der man Fäden des werdenden Gewebes wieder aufnehmen muß, die man verächtlich töricht hatte fahren lassen, daß aus dem Gewebe ein Gewirre wurde. Auch im Mittelalter giebt es solche verlorne Fäden wieder zu suchen. Gehört nicht Kaiser und Reich selbst dazu?

Bei dieser Aufgabe unsrer Zeit und Zukunft handelt es sich aber zugleich oder zunächst um unser Verhältnis zu den Franzosen, das ja seit vielen Jahrhunderten für das Gedeihen oder Stocken unsrer Entwicklung ganz wesentlich mit bestimmend gewesen ist. Politisch, für Form und Bestand unsres äußern Lebens ist es nun endlich überraschend schnell und gründlich ins Reine gebracht worden, für unser inneres Leben, wie wohl viele meinen, noch bei weitem nicht. Ich denke nicht entfernt daran, daß man alles Französische nun bei uns mit Stumpf und Stiel ausrotten solle oder könne. Aber aus der eigentlich französischen Periode unsers Culturlebens, die im 17. Jahrhundert begann (mit einem Vorspiele im 12. und 13. Jahrhundert), ist noch viel mehr übrig, als es der Würde und dem Beruf eines Volkes mit bestimmter Eigenart entspricht. Man merkt es nur vielfach noch nicht durch die Gewalt der langen Gewöhnung. Wer

aber in der Zeit über die französische Periode rückwärts wieder heimisch wird, wozu ja ein Zug der Zeit immer lebhafter unsre Bildungswelt zieht, der fühlt es wieder, wie französisch wir geworden waren und zum Teil noch sind. Es war, als ob der Gesichtskreis unsrer Lebens- und Weltanschauung vom französischen Wesen wie von einem Gebirge begrenzt wäre, hinter dem es nichts weiter gäbe. Mir kam einmal als Trost dieses Bild zugleich mit dem sinnigen Sprichwort „hinter den Bergen wohnen auch Leute,“ das einem ähnlichen Durchbruch durch einen verengten Gesichtskreis entsprungen sein muß. Wir müssen diesen französischen Horizont vollends durchbrechen oder überspringen und zurücktreten in das deutsche Leben vorher, wie man das ja im Kunsthandwerk schon thut.

Übrigens sind ja, zum Troste für uns, die andern Culturvölker Europas in gleicher Lage, aus der Zeit her, wo die französische Cultur den Anlauf dazu nahm, die Cultur schlechthin zu werden, und kein Einsichtiger wird verkennen wollen, daß Europa und wir mit durch den französischen Geist da auch wahre Förderung erfahren haben. Daß aber diese große französische Culturbewegung, die sich anschickte, alle Culturkräfte Europas ins Schlepptau des französischen Geistes und seiner Entwicklung im Guten und Schlimmen zu nehmen, endlich in ihrem Lauf gebrochen und gedämmt wurde, das geschah zum Heile der Culturwelt und der Franzosen selbst, wie die Zukunft zeigen wird, ja wohl schon jetzt zu erkennen ist, da aller wahre Fortschritt der neuern Zeit an den regen freien Wettbewerb der verschiedenen Volkskräfte geknüpft ist. Ein bedeutungsvolles Zeichen der im Stillen vorschreitenden Rückbewegung trat jetzt bei der Romfahrt Kaiser Wilhelms zu Tage, indem da bei dem höflichen Festmahle, dem sogenannten Galadiner, die beiden Fürsten ihren Trinkspruch nicht mehr französisch ausbrachten, sondern jeder in seiner Landessprache, was noch vor zwanzig Jahren ein unmögliches Ding gewesen wäre. Es giebt gewiß noch manchen bei uns und in Italien, der darin keinen Fortschritt, lieber einen Rückschritt der Cultur erkennen mag und vielleicht kopfschüttelnd von guter alter Zeit spricht, deren Wert man nun verkennen lerne. Aber die Rückbewegung ist doch auf dem Wege des wahren Fortschrittes, und den Franzosen selbst ist nichts gesünder, als daß sie nun genötigt werden, auch fremde Cultursprachen zu lernen, also in die Zeit zurück zu treten, wo sie noch nicht mit ihrem Französisch allen Culturinhalt zu besitzen und überall in Europa als fertig und maßgebend auftreten zu können glauben durften.

Wie lange bei uns die Rückbewegung im Gange ist, wie hochnötig sie ehrenhalber war und was dabei noch aufzuräumen übrig bleibt, kann man an der Geschichte des Briefverkehrs sehen. „Adresse“ und „Couvert“ sind Reste aus einer Zeit, wo auf der Höhe der französischen Periode der Briefverkehr in gebildeten Kreisen überhaupt französisch werden wollte, wo man sich in Deutschland, wenn man nach der Höhe der Bildung strebte, französische Briefe

schrieb, sodaß es noch im Anfange unsers Jahrhunderts guter Ton war, einem deutschen Briefe wenigstens ein französisches Außere zu geben: à Monsieur, à Mademoiselle Schulze u. s. w. Die Bildungsstreber fingen eben an, Couvert nun auch ganz französisch auszusprechen, nicht mehr barbarisch deutsch mit dem t, sondern z. B. „Cuwärz“ zu verlangen beim Papierhändler, als sie Stephan von oben her vollends abschaffte. Wie weit aber die französische Färbung unsers höheren Lebens gegangen ist und was davon alles noch unbewußt festsetzt, kann man z. B. an „Majestät“ sehen. Man stutzt wie über eine kleine grammatische Barbarei, wenn man im 16. Jahrhundert z. B. in den Reichsabschieden von „kaiserlicher Mayestat“ liest, und merkt wohl dann erst, daß das lateinische Wort jetzt ein französisches Schminkeplästerchen tragen muß, denn das ä ist dem französischen majesté zu Gefallen angenommen und herrscht nun in der ganzen Legion von — täten, deren grammatisches Kleid ein wunderliches Gemisch von lateinischer, französischer und deutscher Farbe zeigt, ohne daß wir das empfinden, und dergleichen Zwitterzeug giebt es nicht wenig im Sprachleben unsrer Bildung. Soll man das verdeckt gehen lassen oder zum Bewußtsein bringen? also die behagliche Ruhe durch Verdruß und Unruhe stören? Wer an eine bessere Zukunft denkt, nicht bloß an sein Behagen, in diesen und in wichtigeren Dingen, wird den Verdruß vorziehen, man wird ihn aber auch vorläufig los, wenn man die französische Periode in Gedanken rückwärts überspringen lernt. Die Freude an unsrer alten Sprache, in der sich deutsche Art noch mehr als Herr im eignen Hause zeigt, ist denn auch sichtbar im Wachsen begriffen, und das Behagen an den alten Formen und Wendungen mit ihrem kräftigen Eigenleben bringt von selbst zugleich ein Behagen an der alten Lebenslust mit sich, die daran hängt, an den Gedanken, Strebungen und Verhältnissen der Vorfahren, in denen man manches Gefunde fühlen lernt, das wir entbehren. Ist doch auch das ein Zug der Zeit, der mehr oder weniger durch ganz Europa geht und sich immer kräftiger entwickelt.

Dies Zurückdenken in die eigne Vorzeit als Ausblick von der Mühe und Arbeit der Nähe, die so unvollkommen erscheint, in eine schöne Ferne ist alt. Wie es bei den Griechen schon in dem homerischen Gedankenkreise der Ilias zu finden ist, so verrät es sich bei uns schon in der Blütezeit unsrer mittelalterlichen Dichtung z. B. in der Einleitung zum Nibelungenliede von den alten Mären, die Kunde geben von kühnen Helden alter Zeit. Mehr wissenschaftlich erscheint es in den Studierstuben der Humanisten im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert und wird unter Schwankungen doch weiter und tiefer in jedem folgenden Jahrhundert. Der eigentliche Durchbruch zu maßgebender Wirkung in das allgemeine Bewußtsein erfolgt durch die Romantik, unter deren Nachwirkung wir noch stehen, so sehr man sie schon länger als eine überwundene Periode voll ungesunder Richtungen ansieht. Dann aber, unter Mitwirkung des französischen Druckes, der die deutsche Art überhaupt zu erdrücken

drohte, ging dem Zeitgeist das Auge auf für die Bedeutung unsrer alten Kunst und Dichtung, für den Wert der im gemeinen Volke nachlebenden Märchen und Sagen, für die berechtigte Eigenart und keimvolle Lebensfrische unsers alten Lebens überhaupt, auch des Rechtslebens, Gemeindelebens, Zunftlebens u. s. w.; Ritter, ritterlich, Begriffe, die nie ganz hatten aussterben oder entarten können, gewannen neuen Glanz, den ja jetzt noch jeder in der Knabenzeit mit seinem Zauber in sich erlebt. Von der blinden Übertreibung, die ja, wie bei jeder lebhaften Geistesbewegung, nicht ausbleiben konnte, rührt vielleicht wesentlich der Spott über die gute alte Zeit her, der mir aus vorigem Jahrhundert nicht erinnerlich ist. Die Wissenschaft ist ja nun eifrig über all jenen Lebensgebieten her, um die reine Wahrheit herauszuschälen, aber so nüchtern kritisch sie immer verfährt, oft genug mehr als recht und nötig ist, und hier und da schönen Schein zerstört, sie stößt doch auch überall auf hoffnungsvollste Lebenskeime, die wert gewesen wären, sich weiter zu entwickeln, wenn nicht hemmende Einflüsse darüber kamen.

Wie weit und tief aber die Wirkung der Bewegung auch noch auf unser gegenwärtiges Leben geht (und damit in die Zukunft), zeigt sich leicht, wenn man sich darin umsieht. Aus der romantischen Stimmung stammte der Gedanke an den Ausbau des Kölner Domes, an die Wiederherstellung der Wartburg, den Neubau des Schlosses Stolzenfels u. s. w., und wie hält dies Erneuern dieser stolzen Zeugen einer großen Zeit nach, auch nachdem der romantische Hauch längst verweht ist, wenn man nur z. B. an das Ulmer Münster, an die Marienburg im Ordenslande, an die Kaiserpfalz in Goslar, die Albrechtsburg in Meissen, die Burg Heinrichs des Löwen in Braunschweig denkt, deren Ausbau oder Neubau wohl keiner anders als mit Genugthuung oder eigentümlich tiefer Freude sieht, und es sind ihrer schon so viel und werden bei allen unendlichen Schwierigkeiten der Ausführung immer mehr, daß nur der Kenner sie noch alle wissen kann.

Wie lebhaft eine entsprechende Bewegung auf dem Gebiete der Dichtung im Gange ist, das anzudeuten genügt die Nennung der Namen Victor Scheffel, Julius Wolff, und denkt man dabei an die Fülle von Erneuerungen, Übersetzungen und Neudrucken der alten Dichtungen selber, die immer weiter über den Kreis gelehrter Interessen hinausreicht, und wie der Sinn dafür schon der Jugend erweckt oder eingeflüßt wird in den Lesebüchern bis in die geringste Volksschule hinunter, woran vor hundert Jahren noch nicht zu denken war, so sieht man vor sich, wie unser Bewußtsein durch die ganze Nation hin in einer förmlichen Neubildung begriffen ist, die es nach der Vorzeit hin ergänzt, von der ja ohnehin noch an tausend Stellen innen und außen die Fäden in das Gewebe unsers heutigen Lebens hereinreichen, die nun so ihre Bedeutung und ihren Zusammenhang wiederfinden. Und wie dabei die Bewegung auf der Höhe der Zeit in der Kunstentwicklung sich darstellt, dafür braucht man nur den

Namen Richard Wagner zu nennen, in dem mit dem Hochfluge und Tieffinn philosophischen Bewußtseins sich die höchsten Ziele deutscher Kunst die Hand reichen mit dem Alten, Ältesten unsrer Geisteswelt und dort ihre Wurzeln suchen.

Mit alledem stellt sich wohl auch heraus, daß es sich bei dieser Rückbewegung gar nicht um etwas Ungewöhnliches handelt, das etwa der Absicht der Mutter Natur zuwiderliefe, die nur vorwärts verlangte, sondern um etwas recht Gesetzmäßiges, ja um ein Lebensgesetz, das dem Menschenwesen von seiner Wiege her eingebunden ist. Man kann es am bequemsten beim Einzelnen erkennen. Wer sich einmal auf der Höhe des Lebens im Labyrinth der äußern und innern Welt ins Irre und Wirre geraten findet, sich selbst und seine reinen Ziele verloren hat und im Kampfe erlahmt, dem kommen da, gerade in der Ermüdung, von selbst Kindergedanken wieder, dort in der Kindheit findet er sich selbst wieder und den Anfaß der rechten Wege, die er wieder betreten muß. Solche Irrungen, die einen Rückblick nötig machen, begleiten aber alle menschliche Entwicklung, auch die der Völker. Wir sind jetzt mit unsrer Cultur mehrfach in der Irre, zum Teil gefährlichster Irre. Es handelt sich, was bei einer alten Cultur nicht Wunder nehmen kann, um etwas, das gefährlicher ist, als wilde Natur, um Übercultur. Was im einzelnen Falle dazu zu zählen ist, was nicht, kann ja streitig sein, aber daß das Wort da ist und immer öfter erklingt, das bürgt wohl Zweiflern gegenüber, die Schlimmes nicht sehen mögen, allein dafür, daß wir daran leiden. Das Wort ist ziemlich jung, der Begriff älter, die Sache noch älter. Schon gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts zeichnet sie ein Franzose mit überraschender Klarheit, der treffliche Montaigne in seinen Essays (namentlich in dem Kapitel de Cannibales). Die Erkenntnis der Gefahr und wie man sich auf den Culturwegen an Abgründe hin verirrt hatte, brach durch im achtzehnten Jahrhundert. Der Name Rousseau sagt alles. Der Franzose suchte sich Hilfe oder Trost bei der wilden Natur, wie man ihm wenigstens vorwerfen durfte. Bei uns suchte man sie sich in der Urzeit der Culturwelt. Daher die neue Begeisterung für Homer und das alte Griechenland überhaupt, das man dem Urbild der Menschheit näher oder gleich dieses selbst darin sah. Daher die uns jetzt so fern gerückte und doch so leicht wieder verständliche Wärme für das Alte Testament, die sich ziemlich lange in unsrer Dichtung wirksam zeigte. Durfte man doch dort bei der hangen Suche nach reinen Menschenzuständen die Ursänge der Menschheit überhaupt abgedrückt zu finden glauben, bis sich der suchende Blick auf das Morgenland überhaupt erweiterte, um der Wiege der Menschheit möglichst nahe zu kommen.

Aber ein Irrtum war noch dabei, der sich auch selbst bald fühlbar machte, daß man in der Ferne suchte, was man in der Nähe brauchte. Wenn ein Einzelner in die Irre geraten ist, kann er wohl im Leben Andern, besonders in Jugenderinnerungen Trost und Weisung wiederfinden, sich selbst aber nur in

der eignen Jugend und Kindheit. So mußte der deutsche Geist, in die Irre geraten, sich selbst in der eignen Vorzeit suchen. Das that er mit entschiedenem Bewußtsein zuerst in Alopstock, in dem daneben zugleich die griechische und alttestamentliche Richtung wirkten. Die Franzosen halfen unbewußt dazu, aus deren geistiger Herrschaft es galt sich herauszuziehen. Und als ihre politische Herrschaft dazu kam, half das, wie anderwärts in Europa, bei uns aber am nötigsten, die große Entdeckung machen, daß man nicht in dem allgemein gehaltenen Begriffe der Menschheit sein nächstes Ziel zu suchen habe, das gerade der französische Geist am fleißigsten predigte, sondern in der angeborenen Volksart, die in Gefahr oder halb verloren war. Die Franzosen haben unter dem ersten Napoleon durch ihren Druck den Begriff der Nationalität in uns aus dem Gefühle ins Bewußtsein herausgetrieben, unter seinem Neffen aber ihr mit ihrer nötigen neuen Lebensform auch in die Erscheinung treten helfen. Wir müssen den Franzosen eigentlich recht dankbar sein.

Ich denke also, es giebt Fortschritt und giebt alte gute Zeit, und beide hängen eng zusammen. Wie beide genauer aussehen, das alte Gute und der wahre Fortschritt, das auszuführen gäbe freilich im einzelnen noch viel Arbeit. Wenn sich aber der Herr Zeitgeist, dieser Allmächtige, gestimmt fände, das enge Verhältnis beider anzuerkennen, so wäre ihm auch wohl ein Wunschzettel vorzulegen, der wieder ziemlich lang werden könnte. Davon vielleicht ein andermal. Heute nur noch ein Blick auf die Frage von einem höhern Gesichtspunkte. Von meiner Mutter hörte ich in ihrem Alter öfter sagen: Ich wollte, ich wäre wieder jung, ich müßte aber wissen, was ich jetzt weiß. Der Wunsch mit seiner Bedingung ist für das einzelne Menschenkind freilich vor den Gesetzen der Natur nicht ausführbar (kann aber wohl nach diesem Leben seine Erfüllung finden, was ich im Stillen schon lange denke), wohl aber für die Völker, für die Menschheit. Denn die Welt wird alt und wird wieder jung, mit Schiller zu reden, sie aber kann in die neue Jugend den Gewinn des Alters mit hinübernehmen, die Erkenntnis der erfahrenen Irrungen und die klarere Kenntnis des einen Zieles. Das wird möglich durch das Gesamtbewußtsein, das sich von Geschlecht zu Geschlecht herausbildet und überliefert und auch dem Einzelnen seine Wege erleichtern, ja abkürzen kann. Damit ist das Bewahren des alten Guten und der Fortschritt aufs beste gepaart. Aller wahre Fortschritt beruht denn auch darauf, daß die alternde Welt sich aus sich heraus fortwährend verjüngen kann und doch dabei wissen, was sie als alte wissen kann. Für das letzte zu sorgen ist Sache der rechten Wissenschaft, die zugleich das Bewußtsein und das Gewissen der Menschheit darzustellen hat. Freilich, da wir dem Gesamtbewußtsein der Menschheit nach nun schon Jahrtausende alt sind, wie weit müßten wir nicht eigentlich sein?! Müßten wir nicht viel näher beim reinen Glück sein, als alle Vorzeit? Sind wir das? Ich glaube, man kann darauf sowohl mit Ja als mit Nein antworten. Näheres Eingehen darauf aber müßte wohl den ganzen Gedanken-

gang wieder von vorn beginnen, also im Kreise verlaufen. Ein freudiges Ja würde aber ganz nahe liegen, wenn erst der kluge Herr Zeitgeist sich wieder einmal mehr auf das Ewige besinnen wollte, das zugleich das Uranfängliche ist, wie es ewig vor uns schwebt, aber auch in uns und unter uns jeden Augenblick auftreten kann und dann alles in uns und um uns froh beleuchtet.



Karl Ludwig Costenoble.

Von Moritz Necker.



om 9. Mai 1818 bis zu seinem am 28. August 1837 in Prag auf der Reise) erfolgten Tode gehörte Karl Ludwig Costenoble, ein Schüler Schröders und Ifflands, zu den Mitgliedern des Wiener Hofburgtheaters, vom Jahre 1832 ab war er Regisseur dieser schon damals berühmten Bühne. Schreyvogel, der ausgezeichnete Dramaturg, hatte Costenoble, der in Hamburg sich eines guten Rufes als Komiker erfreute, nach kurzem Gastspiel 1816 für Wien gewonnen, und zwar sollte er hier nicht mehr niedrig komische Rollen spielen, sondern das edlere Fach der Charakterrollen übernehmen. Costenobles beste Figuren waren die des Shylock und des Juden Schemä, die des Klosterbruders im „Nathan,“ des Narren im „König Lear,“ des Bankiers Müller in Bauernfelds „Liebesprotokoll,“ des Präsidenten Walther in „Kabale und Liebe“ und noch einige Gestalten in Ifflands und Kogebues Lustspielen. In Hamburg hatte er sich in plattdeutschen Komödien berühmt gemacht, in Wien lebte er sich sehr rasch in das volkstümliche Possenspiel der Lokalbühnen ein.

Als Costenoble nach Wien kam, hatte er schon eine reiche Vergangenheit als Mensch wie als Künstler. Geboren 1769 zu Herford in Westfalen als Sohn eines Pastors, stand er in seinem neunundvierzigsten Lebensjahre. Das Wanderleben der damaligen Theatertruppen hatte er mit all seinem Elend und all seiner Bitterkeit durchgekostet. Als er (durch das Spiel Flecks für die Schauspielkunst gewonnen) seine künstlerischen Lehrjahre durchmachte, nahm die Hamburger Bühne unter F. Ludwig Schröders Leitung ihren höchsten Aufschwung gleichzeitig mit dem sogenannten goldenen Zeitalter der deutschen Literatur. Dann machte Costenoble in Hamburg die böse Franzosenzeit mit, die das Theater nicht weniger als das bürgerliche Leben beeinträchtigte. Als er sich dann endlich in Wien dauernd niederließ, war wieder eine neue Zeit gekommen, die sich wesentlich von der stürmisch bewegten und von nationaler Begeisterung erfüllten Zeit, die voranging, unterschied. Es war die Zeit des Metternichschen

Grenzboten IV. 1888.